

Thementext für die Sendung zum Thema
„Arbeit und Grundeinkommen“
auf Radio LORA 92.4 am 24.08.2011, 19:00 – 20:00 Uhr

von Jochen Baltzer

unter Mitwirkung von Sibylle Burmeister, Rainer Kunze und Jürgen Greiner

Vorbemerkung

Es geht uns in dieser Sendung nicht darum, etwas Fertiges in die Welt zu setzen. Wir interessieren uns dafür, von den Lebenswirklichkeiten, von den Prozessen im Leben selbst zu lernen. Von uns aus braucht dieser Lernprozess nie ein Ende zu finden. Denn: Wir haben gar keine Lust, uns selbst mit irgendwelchen Dogmen einzuzementieren. Wir wollen vom Leben lernen – zusammen mit Ihnen, unseren Zuhörerinnen und Zuhörern, und selbstverständlich auch von Ihnen! Und deshalb erlauben wir uns, in mancher Hinsicht vielleicht schon morgen etwas Anderes zu sagen, weil uns eine andere Sichtweise überzeugt hat.

Was unsere Vorgehensweise angeht, bemühen wir uns um eine genaue Beobachtung von Phänomenen. Oft können wir bemerken: Wenn wir genau hinschauen bei dem, was vor sich geht, entdecken wir in der Lebenswirklichkeit selbst die Türen, durch die wir bislang unbekannte Räume betreten und weiter kommen können in die Richtung, die wir suchen.

Thema 1: „Was verstehen wir unter Arbeit?“

Vor dem Hintergrund Jahrhunderte langer patriarchalisch strukturierter Einseitigkeiten müssen wir natürlich als Erstes klarstellen, dass das, was gemeinhin als Arbeit verstanden wird, nämlich die Erwerbsarbeit, nur ein Teil dessen ist, was wir unter „Arbeit“ verstehen. Alles Andere wäre schon von vornherein sehr unfair.

Es wird im täglichen Leben offensichtlich viel Arbeit aufgewendet, die gar nicht in den Formen der Erwerbsarbeit, der Arbeit für Geld, organisiert ist. Die Arbeiten zum Beispiel im eigenen Haushalt, für sich und für die Partnerin/den Partner, für Freundinnen und Freunde, für Bekannte, das Austragen, die Geburt und das Stillen von Kindern, wie deren Begleitung und Erziehung, die Pflege kranker, älterer und sterbender Menschen, der Schulbesuch und das Studium, das gesellschaftspolitische Engagement, das Arbeiten an der Entwicklung der zwischenmenschlichen Kommunikation und an den Beziehungen zur Natur, für die Schönheit von Situationen und Orten, ja sogar die Arbeit an der eigenen Weiterentwicklung gehören für uns zum Begriff des Arbeitens dazu.

Bereits vor 2500 Jahren hat der griechische Philosoph Heraklit kühn formuliert:

„Auch Schlafende arbeiten und helfen mit bei dem, was im Universum vor sich geht.“

So gesehen ist in Wirklichkeit beim Thema „Arbeit“ jede und jeder, wenn auch in unterschiedlichem Ausmaß, beteiligt.

Wie lässt sich bei einem solchen Verständnis des Arbeitens das Besondere des Arbeitens fassen?

Obwohl wir im täglichen Leben individuell recht sicher empfinden können, was Arbeit ist und was nicht, erweist es sich als gar nicht so einfach, dieses Empfinden auf den Begriff zu bringen, und es gibt dabei unter uns auch Unterschiede. Allgemein charakteristische Kriterien für das Arbeiten könnten sein:

– Bei allem Arbeiten geht es letztlich um ein Ringen mit Not-Wendigkeiten im Leben, sozusagen um ein Wenden von Not.¹

Wir Menschen sind in herausragender Weise als Bedürfniswesen angelegt. Wenn man darüber nachdenkt, wie viel von unseren Lebensbedürfnissen her gerade im Austausch mit der Natur notwendig ist, damit wir ein halbwegs zufriedenstellendes Leben führen können, wird verständlich, dass wir uns in den verschiedensten Bereichen des Lebens Notwendigkeiten stellen, an deren Wandlung wir eben arbeiten müssen.

– Es geht bei allem Arbeiten darum, etwas zu unseren weiteren Lebensmöglichkeiten, zu unserer Entwicklung und Weiterentwicklung beizutragen, und

¹ [Sibylle] Konstruktivistisch gesehen, nenne ich hier einfach einmal die wahrscheinlich bekanntesten Paradigmen: Das Gesetz der Anziehung, welches im Moment vielleicht sogar besser als „*law of attraction*“ bekannt ist, die alte Weisheit *no men est omen* und die daraus resultierende Erkenntnis, dass jeder Gedanke, jede Ansicht oder Sichtweise und jedes Wort ein schöpferischer Impuls bzw. Akt ist. Wenn wir also Arbeit in erster Linie mit Notwendigkeit assoziieren, erschaffen wir unfreiwillig, unablässig Not, um sie wenden zu können. Sonst wären wir ja arbeitslos, denn wir kommen in der Regel mit einem natürlichen Bedürfnis, uns „sinnvoll“ zu betätigen – wenn nicht gar freudvoll mitzugestalten – in diese Welt. In diesem Wissen zuhause, möchte ich, im wörtlichen wie im übertragenen Sinn, nur noch blühende Gärten anlegen, lustvoll ernten, die Früchte verschenken und selbst genießen. Dadurch wird es mir möglich, mich über die Bedeutung von Natur in allem, also auch in mir, erd- und himmelwärts zu orientieren. So öffne ich mich mehr und mehr wieder der Liebe und gebe von hier aus Impulse weiter. Daran arbeite ich.

zwar nicht nur für uns selbst, sondern letztlich für alle und für den ganzen Kosmos.

In der lateinischen Sprache wird eine interessante Unterscheidung vorgenommen, nämlich zwischen *otium* und *negotium*, also „Muße“ einerseits und „Beschäftigung, Handel, Geschäft“ andererseits. Und bei genauerer Betrachtung zeigen sich Wechselbeziehungen zwischen den beiden Polen: Die Arbeit braucht unbedingt Muße, denn erst in der Muße entstehen Räume für Inspirationen, welche das Arbeiten fruchtbar machen. (Das soll jetzt allerdings nicht heißen, dass in unserer Sicht die Muße nur als Ergänzung für das Arbeiten da sein soll.)

Thema 2: „Warum tun wir etwas?“ - „Warum arbeiten wir?“

Wenn wir diese Fragen zu beantworten versuchen, begegnen wir einer gewaltigen Aufspaltung in unserer gesellschaftlichen Wirklichkeit.

Eigentlich ist es doch das Natürlichste auf der Welt, das zu tun, was man will. Für dieses Wollen kann es die verschiedensten Beweggründe geben. Das weite Spektrum möglicher Gründen reicht von der Beantwortung der Grundbedürfnisse wie Hunger und Durst, Kleidung und Wohnung, über die Versorgung der Nahestehenden und Angehörigen bis hin zur Bearbeitung zentraler Menschheitsfragen und Menschheitsaufgaben.

Weil man erkennt, dass es wichtig ist, eben notwendig, etwas in dieser oder jener Richtung zu tun, handelt man danach. Dies könnten wir auch ein „Arbeiten aus Liebe zur Sache“ nennen. So gesehen gehören - wie Marilyn Monroe es formulierte - Arbeiten und Lieben eigentlich zusammen:

„Die Liebe und die Arbeit sind die beiden einzig wahren Dinge in unserem Leben. Sie gehören zusammen: Sonst ist es schief. Die Arbeit ist selbst eine Form der Liebe.“

Man kann ein Arbeiten aus Liebe mit Recht auch ein Arbeiten aus Freiheit nennen und sich dazu zum Beispiel von dem Artikel 2 Absatz 1 des Grundgesetzes, unserer Verfassung, ermutigt finden, wo es unter der Überschrift „Allgemeine Handlungsfreiheit“ heißt:

„Jeder hat das Recht auf die freie Entfaltung seiner Persönlichkeit, soweit er nicht die Rechte anderer verletzt und nicht gegen die verfassungsmäßige Ordnung oder das Sittengesetz verstößt.“

Nun finden wir aber in unserem gesellschaftlichen Leben – was das Arbeiten betrifft – eine ganz andere, und zwar sehr mächtige Struktur vor: eine „Arbeit-

geber-Arbeitnehmer-Struktur“, das Grundmodell der so genannten „abhängigen Beschäftigung“. In dieser Struktur bzw. diesem Modell kommt es zu einer tiefgreifenden und durchgängigen Aufspaltung zwischen dem Wollen einerseits und dem Tun andererseits: Als abhängig Beschäftigte sind wir täglich viele Stunden lang damit beschäftigt, das Wollen Anderer in eigenes Tun umzusetzen.

Im Rechtswörterbuch Creifelds liest sich das in der 17. Auflage aus dem Jahre 2002 so:

„Direktionsrecht ist das dem Arbeitgeber aus dem Arbeitsverhältnis zustehende Recht, einseitig den Inhalt der Arbeitsleistung und die Arbeitsbedingungen zu bestimmen, soweit dies nicht durch Gesetz, Tarifvertrag, Betriebsvereinbarung oder Arbeitsvertrag festgelegt ist. Auf Grund des Direktionsrechts kann der Arbeitgeber zur Arbeitsleistung und zum Verhalten des Arbeitnehmers im Betrieb Weisungen erteilen, die der Arbeitnehmer auf Grund seiner Gehorsamspflicht befolgen muss, soweit sie nicht gegen Gesetz, Vertrag, die guten Sitten oder gegen die Fürsorgepflicht verstoßen ...“

Man könnte also auch sagen: Ein ganz großer Bereich des Arbeitens wird in unserem gegenwärtigen Leben nicht aus Freiheit getan, nicht aus Liebe zur Sache, nicht, weil der Inhalt des Arbeitens selber von den Arbeitenden gewollt wird, sondern weil andere die Macht haben, einen Menschen zu diesem oder jenem Tun zu veranlassen, und zwar deshalb, weil sie/er das Geld braucht, welches ihm/ihr als Lohn für das Arbeiten gezahlt wird.

Es liegt hier also ein Arbeiten vor wegen der Macht, die Andere real über einen haben, statt eines Arbeitens aus Freiheit oder Liebe zur Sache. Dabei gibt es auf der einen Seite diejenigen, welche aus ihrem Wollen heraus Anderen die Arbeit anschaffen können, und auf der anderen Seite diejenigen, welche die meiste Zeit ihres wachen Lebens tun müssen, was Andere wollen.

Hier kommt jetzt eine - eigentlich verrückte - Vorstellung ins Spiel, nämlich die, man könne im Rahmen eines Arbeitsvertrags Lebenszeit, als Arbeitszeit, wie eine Ware gegen Geld tauschen. Das hat eine paradoxe Konsequenz:

Wir bilden wir uns ein, dass wir den größten Teil unserer wachen Lebenszeit gegen Geld eintauschen, um leben zu können.

Was tatsächlich dabei vor sich geht, ist aber, dass wir den größten Teil unserer wachen Lebenszeit im Hinblick auf unsere Selbstbestimmung mehr oder weniger preisgeben. Andererseits hält man sich als abhängig Beschäftigter aber auch mit der Vorstellung bei Laune, dass man so eben für das Geld arbeitet, das

man selbst zum Leben braucht oder das die Familie zum Leben braucht ...

An die Stelle des eigentlichen Inhalts des Arbeitens tritt nun der Bezug auf das Geld, das man – angeblich „für die Arbeit“ - kriegt. Mit mehr Recht nennen es ja manche untereinander nicht „Lohn“, sondern „Schmerzensgeld“.

Der Bezug auf das Geld hat auch etwas scheinbar Praktisches. Das Geld bekommt die Funktion einer „Entschädigung“ für die Stumpfheit, welche die Menschen (von durchaus möglichen Ausnahmen abgesehen) beim Arbeiten entwickeln müssen. Zudem stützt der Bezug auf das Geld im Leben der arbeitenden Menschen innere Distanzierungen nach vielen Seiten hin: Sowohl gegenüber sich selbst, auch gegenüber der eigenen Gesundheit, und gegebenenfalls gegenüber der eigenen Familie, als auch gegenüber dem, was bei und durch das eigene Arbeiten in der Welt angerichtet wird, beispielsweise gegenüber Kundinnen und Kunden einer Firma oder Bürgerinnen und Bürgern einer Stadt oder in der Natur. Zumal man sich ja damit herausreden kann, dass man auf Grund einer (auf Macht basierten) Weisung anderer tätig wird.

Die Folge dieser Entwicklung ist, dass der Fokus beim Arbeiten immer mehr neben der Sache, neben dem eigentlichen Inhalt der Arbeit liegt: Er ist nun, statt auf die Arbeit, auf die finanziellen Interessen gerichtet, die man mit dem Arbeiten verbindet.

Manche Wirtschaftswissenschaftler, die den „Arbeitgebern“ nahe stehen, haben diese Sichtweise so zugespitzt, dass Menschen in ihren Theorien auf „ökonomische Wesen“ reduziert werden, die überhaupt nur etwas machen, wenn sie dabei Aussichten auf Gewinn haben. Quasi nebenbei wird damit das durch die Fixierung auf das Geld bedingte „Neben der Sache-Stehen“ zum anthropologischen Normalfall erklärt. Ein „Arbeiten aus Liebe zur Sache“ kann es in dieser Gedankenwelt nicht geben! Das ist eine der Grundüberzeugungen der neoliberalen Ideologie, die uns absurder Weise, gegen jede Lebenserfahrung, seit Jahrzehnten von den Kanzeln so genannter Wissenschaften gepredigt wird.

Die weit reichende Verkrüppelung, die das Arbeiten in unserem gesellschaftlichen Leben erfährt, zieht gewaltige Schieflagen nach sich: Das Arbeiten aus Liebe zur Sache wird zwar nicht vollständig verschüttet, gerät aber im gesellschaftlichen Leben in den Untergrund/Hintergrund der Wahrnehmung.

„Arbeiten“ bedeutet im gesellschaftlichen Leben in erster Linie, etwas zu tun, wobei man selbst eher nicht wirklich etwas zu sagen hat. Es wird tendenziell zu einem notwendigen Übel, das man zwar im günstigen

Fall schon auch mögen kann, wo sich aber für einen selbst doch nicht das wirkliche Leben abspielt. Dass Arbeiten eigentlich etwas sein müsste, was man gerne macht, mit Freude macht, was zentraler positiver Lebensinhalt ist: Das gerät sehr in den Hintergrund.

Das „wirkliche Leben“ spielt stattdessen in der Freizeit, unter Freundinnen und Freunden oder in der Familie, im Bekanntenkreis oder vor dem Fernseher/dem Computer. Die Pflege und das Auskosten dieses „wirklichen Lebens“ erscheinen dann als der eigentliche Lebenssinn. Einige Grausamkeiten im Büro oder Betrieb lassen sich da schon ‚mal hinnehmen oder, wenn man sie selbst begehen „muss“, sogar rechtfertigen.

Sehr viele Menschen können sich nicht wirklich in ihre Erwerbstätigkeit einbringen. Sie ziehen sich da faktisch innerlich ‚raus.

Wenn Arbeiten immer weniger aus Liebe geschieht, hat das jedoch einen hohen Preis. Es bewirkt, dass wir auch die Liebe derer, für die wir arbeiten, immer weniger zurückbekommen können. Um solche Situationen aushalten zu können, in ihnen überleben zu können, muss der Konsum über das Geld im Freizeitbereich Kompensationen bieten. Folglich entstehen mannigfaltige Ersatzbedürfnisse und Konsum-Bedarfe, die sonst gar nicht da wären: Der Super-Fernseher, die tollen Klamotten, die unglaubliche Musikanlage usw. Flucht- und Suchtverhältnisse verfestigen sich, erscheinen schließlich als „normal“ und sind oft als manifeste Suchterkrankungen, Gewalt – auch gegen sich selbst – und Depressionen etc. gar nicht mehr ohne weiteres zu erkennen.

Es wird deutlich: Wir müssen perspektivisch aus diesem „Arbeitgeber-Arbeitnehmer-Modell der abhängigen Beschäftigung“ herauskommen. Das Arbeiten darf nicht mehr als eine Art Kauf-Akt vorgestellt werden, bei dem man sich – natürlich in aller formalen Vertragsfreiheit! – selbst verkauft, sozusagen als „Sklave auf Zeit“. Diese Vorstellungen verletzen permanent die Integrität des arbeitenden Menschen.

Wir müssen in der gesellschaftlichen Zusammenarbeit beim Arbeiten zu wirklich fairen Vereinbarungen kommen, bei denen nicht der Wille des Einen den Willen des Anderen im Anderen ersetzt, sondern ein gemeinsam getragener Wille gebildet wird.

Die Aussichten, diesem Ziel näher zu kommen, sind gar nicht so schlecht:

– Infolge des demografischen Wandels werden z.B. in vielen Bereichen die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter knapp. Diese Wenigeren haben deshalb künftig wahrscheinlich schon von daher mehr Möglichkeiten, z.B. faire Umgangsformen zu ver-

langen.

- Weiterhin werden die wirtschaftlichen Zusammenhänge und damit die Arbeitszusammenhänge immer komplexer. Sie verlangen ein immer höheres Qualifikationsniveau. Damit wird aber auch die eigene Kreativität der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter immer wichtiger. So bekommt die Arbeitsmotivation für das Arbeitsergebnis einen immer höheren Stellenwert.
- Von der wissenschaftlichen Erforschung des Arbeitens z.B. in der Arbeitspsychologie her wird zugleich die Bedeutung der Identifikation der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter mit den Zielen ihres Arbeitens immer deutlicher.

Es gibt in unserem gesellschaftlichen Leben also schon heute starke Faktoren, welche in die angesprochene Richtung drängen.

Thema 3: Die Entwicklung der Arbeitsteilung und ihre Folgen

Die geschichtliche Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse lässt sich durch die Entfaltung der Arbeitsteilung kennzeichnen. Grundsätzlich gesehen macht Arbeitsteilung es möglich, dass jede und jeder sich (auch nach Neigung und Fähigkeit) auf bestimmte Aufgabenstellungen konzentrieren kann und deshalb in der Bewältigung dieser Aufgabenstellungen immer kompetenter wird. Die Entwicklung der arbeitsteiligen Zusammenarbeit ist dabei von der gesellschaftlichen Entwicklung der Kenntnisse und der Techniken nicht zu trennen. Sie führte dazu, dass das wirtschaftliche Ergebnis immer weiter gesteigert werden konnte.

Erst durch die damit verbundenen Überschüsse wurde Kapitalbildung möglich, und zwar sowohl die differenzierte Entwicklung eines Produktivkapitals, eines gesellschaftlichen Produktionspotentials, wie auch die Ansammlung erheblicher Geldbeträge, die wiederum aufwendige, zielgerichtete Investitionen ermöglichten, die den Arbeitsprozess noch effektiver machten.

Die Entfaltung der Arbeitsteilung hatte für das Zusammenleben der Menschen enorme Konsequenzen. Zu bedenken ist, dass Menschen – vor der Entfaltung der Arbeitsteilung – in der Regel ihr gesamtes Potential einsetzen mussten, um in der Landwirtschaft und in angrenzenden Bereichen die Grundlagen ihres Überlebens zu schaffen. In dem Maße, in dem einzelne von dieser Arbeit freigestellt werden konnten, wurde es möglich, dass diese schwerpunktmäßig auch anderen Tätigkeiten nachgehen konnten, sei es als Schmied, als Bäckerin, Schneiderin, Maurer, als Zimmerer, Schrei-

ner oder Schlosser, als Töpferin, Köhler usw. Hieraus entstand wiederum die Notwendigkeit, die erstellten Wirtschaftsgüter untereinander auszutauschen.

Erst die vielfältig intensivierten wirtschaftlichen Austauschbeziehungen ermöglichten die Ausbildung von Marktverhältnissen mit der Empfindung von Wertrelationen zwischen den Wirtschaftsgütern. Der tägliche Umgang mit Wertrelationen ermöglichte seinerseits die Ausbildung von Geld als zentralem, abstrakt reinem Ausdruck von Wertrelationen. Das Geld schließlich ermöglichte es, Wert anzusammeln, zu transportieren, zu verleihen, zu verschenken, und vermittelt durch das Geld unmittelbar ideelle Konzeptionen in die Welt zu bringen, umzusetzen – und damit wiederum unter anderem die wirtschaftlichen Prozesse zu entwickeln, zu effektivieren.

Eine weitere Folge der Entfaltung der Arbeitsteilung ist also, dass somit eine Trennung aufkam zwischen den eigentlichen wirtschaftlichen Vorgängen im menschlichen Leben, welche mit der Gewinnung und Gestaltung der Naturgrundlagen und dem Austausch mit ihnen zu tun haben, und einer Sphäre des Umgangs mit finanziellen Werten, welche sich allmählich zusätzlich herausbildete.

Diese beiden Sphären bildeten eine markante Gegenläufigkeit heraus:

- In der Sphäre der eigentlichen wirtschaftlichen Vorgänge wurde in immer höherem Maße nicht mehr für sich selbst bzw. die eigene Familie gearbeitet, sondern für andere Menschen. Heute leben wir zum Beispiel in Deutschland auf der Ebene der wirtschaftlichen Tatsachen in der Regel fast vollständig von Gütern, welche andere mit ihrer Arbeit hergestellt haben.

Jede und jeder kann sich ja nur einmal überlegen, wer konkret die Nahrungsmittel hergestellt hat und wer die Kleider und Möbel, die Maschinen und das Handwerkzeug, mit denen wir leben.

- In der finanziellen Sphäre arbeitet jedoch jede und jeder für sich (und eventuell die eigene Familie), für die eigene wirtschaftliche Existenz, für das eigene Einkommen. Hier setzt sich das Auf-sich-gestellt-Sein aus früheren Verhältnissen – also den Verhältnissen vor der Entfaltung der Arbeitsteilung – fort.

Es gibt ein kluges Buch von Gunnar Heinsohn: „Privateigentum, Patriarchat, Geldwirtschaft. Eine sozialtheoretische Rekonstruktion zur Antike“, in dem in meinen Augen überzeugend dargelegt wird, wie seit dem 8. Jhd. v. Chr. die Ausbildung patriarchalisch strukturierter Gesellschaften, zum Beispiel in Rom (Latium) oder Athen (Attika), den Ausgangspunkt für die Ent-

wicklung unserer heutigen bürgerlich-kapitalistischen Verhältnisse bildet.

Kennzeichnend für diese Gesellschaften war, dass der gesamte verfügbare Boden unter den „freien Männern“ aufgeteilt wurde, sodass sie sich als grundsätzlich Gleichberechtigte, aber auch - im Hinblick auf ihre wirtschaftliche Existenz - Getrennte gegenüber standen.

Jeder „freie Mann“ herrschte als Eigentümer über seinen Anteil am Boden und sein *oikos* (im Altgriechischen) bzw. sein *domus* (im Lateinischen), also seine Hauswirtschaft, zu der seine Frau, seine Kinder, seine Sklaven und sein Vieh gehörten. Daraus leitet sich auch das Wort „Ökonomie“ ab.

Aus solchen Verhältnissen hat sich das römische Recht mit seinem spezifischen Eigentumsbegriff herausgebildet, der auf den Ausschluss aller anderen (Männer) aus der Verfügung über bewegliche Sachen und Boden fokussiert ist. Hieraus entwickelte sich in einer historisch geraden Linie in wesentlichen Zügen das Bürgerliche Recht, das Privatrecht, wie es in seinen Grundpostulaten bis heute gilt.

Man kann sich hier den Wortlaut des in unserer Rechtsordnung heute geltenden § 903 des Bürgerlichen Gesetzbuchs vor Augen halten, der zentral definiert, was unter Eigentum verstanden werden soll:

„Der Eigentümer einer Sache kann, soweit nicht das Gesetz oder Rechte Dritter entgegenstehen, mit der Sache nach Belieben verfahren und andere von jeder Einwirkung ausschließen.“

Der Eigentümer eines Tieres hat bei der Ausübung seiner Befugnisse die besonderen Vorschriften zum Schutz der Tiere zu beachten.“

Hervorzuheben ist hier der grundsätzlich radikal exklusive Charakter des Eigentumsbegriffs. Wohl noch Pflanzen, nicht aber mehr Tiere gelten rechtlich als Sachen. Ehefrauen, Kinder und die Menschen, welche als Sklaven fungierten, sind diesem Eigentumsbegriff des Privatrechts bereits entkommen.

Interessanterweise bedeutet das Wort *privatus* im Lateinischen zwar „persönlich zu eigen, privat“, das diesem Wort zu Grunde liegende Tätigkeitswort *privare* aber stand für „rauben“, sodass *privatus* zunächst einmal wörtlich übersetzt „ge-raubt“ hieß.

Diese Grundstruktur existentieller wirtschaftlicher Getrenntheit der Menschen voneinander mit den dazu gehörenden privatrechtlichen

Vertrags- und Eigentumsbegriffen prägt bis heute unser Selbstverständnis in der finanziellen Sphäre unseres wirtschaftlichen Lebens. Am krassesten kommt dies bei der gesetzmäßigen Eintreibung finanzieller Forderungen z.B. im Pfändungsrecht zum Ausdruck.

Es lässt sich sagen, dass gegenwärtig die Bewegung der Menschen in den zwei Sphären unseres wirtschaftlichen Lebens in ihrer Widersprüchlichkeit immer deutlicher und zunehmend problematischer wird und nach einer Entscheidung verlangt. Auf der einen Seite kennzeichnet die Sphäre der wirtschaftlich-technischen Tat-Sachen, dass wir weltweit zusammenarbeiten, die Kommunikationsmittel hierzu immer besser und umfassender werden, wir in unserer Arbeit immerzu Dienste für andere leisten und umfassend durch die Dienste anderer erhalten werden. Auf der anderen Seite wird unsere Existenz in finanzieller Hinsicht – bei permanent drohender Strafe des Untergangs bzw. von „Hartz IV“ – ausschließlich durch die Geldmittel und sonstigen Wertgegenstände bestimmt, über die wir als Einzelmenschen verfügen.

Hinzu kommt, dass durch die Arbeitsteilung ein letztlich weltwirtschaftlicher Zusammenhang entsteht, der nun – aus seinem komplexen Gefüge heraus – ein Eigenleben herausbildet. Dadurch entsteht eine wachsende Spannung zwischen den Interessen der Weltwirtschaft und den Zielen, welche die Einzelmenschen bzw. einzelne Unternehmen ihrerseits zunehmend radikaler und nur auf ihre speziellen Interessen bezogen verfolgen.

Zum Beispiel wäre es für die Weltwirtschaft extrem dringlich, den Verbrauch von Erdöl drastisch zu reduzieren, um diesen wertvollen Rohstoff auch in kommenden Jahrhunderten verfügbar zu haben und zudem den Ausstoß klimaschädlicher Abgase zu reduzieren. Dies gilt jetzt um so mehr mit Blick auf den wirtschaftlichen Aufstieg von Staaten mit riesigen Zahlen von Einwohner/innen wie China oder Indien.

Konsequenterweise müssten längst Produktionsstrukturen und Mobilitätskonzepte entwickelt werden, welche den mit Benzin betriebenen Verkehr drastisch herunterfahren. Bekanntlich gehören aber die Autokonzerne in vielen der einflussreichsten kapitalistisch strukturierten Volkswirtschaften immer noch zu den wichtigsten Unternehmen. Viele Millionen Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen mit ihren Angehörigen hängen von der Herstellung von mit Benzin betriebenen Personenkraftwagen ab.

Der angesprochene Konflikt geht zur Zeit noch

immer eindeutig zugunsten der Autokonzerne aus – eindeutig mit extremen Folgen für die Zukunft der Weltwirtschaft. Den unglücklichen Gegenden der Welt, in denen immer noch Erdöl lagert, bringt diese Entwicklung Kriegsgewalt und mehr oder weniger offene Diktatur.

In meinen Augen arbeitet sich hier eine für die Menschheit hoch bedeutsame Entscheidungssituation heraus. Der weltwirtschaftliche Organismus kann auf die Dauer nur bestehen bleiben und sich sinnvoll und harmonisch weiter entwickeln, wenn wir dazu übergehen, ihn als Zusammenhang bewusst wahrzunehmen und unser Verhalten an seinen berechtigten Bedürfnissen auszurichten. Da der weltwirtschaftliche Zusammenhang ein Zusammenhang von Tatsachen – nicht nur von Geldströmen – ist, gehören auch die ökologischen Tatsachen untrennbar dazu. Nichts kann in unserer Zeit auf die Dauer im Sozialen aufrechterhalten werden, wenn wir es nicht in unserem Bewusstsein – gedanklich, empfindend, wollend – mit vollziehen.

Das bedeutet aber: Für unsere moderne Wirtschaft kann es nur eine Zukunft geben, wenn wir uns aus den „Gefängnissen des Privaten“, unseres absurd gewordenen „Einzel-Existenz-Denkens“ herausarbeiten.

Wenn wir weiterhin weltwirtschaftlich verflochten sein und diese Verflechtung sinnvoll weiterentwickeln wollen – und darum kommen wir nicht umhin –, können wir unsere finanzielle Existenz nicht mehr weiter nur in einem alt-patriarchalen Sinn als Hauswirtschaft bzw. Einzelunternehmen deuten und auch nicht mehr mit der Perspektive des bloß nationalstaatlichen Interesses weiter machen. Dann heißt es, die Perspektive umzudrehen und nicht mehr vorrangig einzel-betriebswirtschaftlich oder einzel-staatlich, sondern von dem tatsächlich aktuellen weltwirtschaftlichen Organismus her zu denken.

Alles andere kann letztlich nur zu einem erneuten Niedergang des weltwirtschaftlichen Organismus führen. Die Zeichen dafür sind schon längst erkennbar. Im Grunde standen solche Themen schon im Hintergrund des Ausbruchs des Ersten Weltkriegs 1914 und der Großen Weltwirtschaftskrise ab 1929, die bekanntlich in Europa regressiven faschistischen und nationalsozialistischen Diktaturen den Weg an die Macht ebnete. Aber auch ein Studium des Untergangs der Antike kann zu diesen Themen schon einige interessante Hinweise bringen.

Ich erwähnte vorhin schon einmal, dass die Entfaltung der Arbeitsteilung mit der wissenschaftlich, technischen Entwicklung Hand in Hand geht. Diese hat bekanntlich über Computer, Internet, sonstige neue Informations- und Kommunikationstechniken,

computergestützte Automatisierungen, computergestützte Konstruktions- und Präzisionsmaschinen usf. zu ungeheuren Produktivitätsmöglichkeiten und -fortschritten geführt.

Wenn – wie zur Zeit noch – die einzelwirtschaftliche bzw. betriebswirtschaftliche Perspektive beim Denken über das Wirtschaften den Vorrang hat, dann erscheint der arbeitende Mensch als Kostenfaktor, der konsequenterweise in einer reinen Kostenkonkurrenz zu den Maschinen steht. Dann muss aber der kreative und produktive Segen für die Menschheit den Fluch nach sich ziehen, dass der gesellschaftliche Zusammenhang immer weiter zerfällt in ein Heer von Menschen, die von niemandem mehr angestellt werden und mehr oder weniger kein Einkommen haben bzw. in Deutschland von Steuergeldern nur mehr gerade am Leben gehalten werden, und einem – weltweit betrachtet – deutlich kleineren Anteil der Menschheit, der unter den heutigen, oben beschriebenen Bedingungen zwar angestellt ist, ein Einkommen hat, aber unter dem Druck der stets drohenden „Arbeitslosigkeit“ so intensiv ausgenutzt wird, dass er permanent von Krankheit im weitesten Sinne bedroht ist und keine Möglichkeit mehr hat, sich wirklich um die gesamtgesellschaftliche Situation zu kümmern.

Es wird damit seit Jahrzehnten in großen Schritten eine Dynamik in Gang gesetzt, bei der große Fortschritte in Technik und Produktivität mit riesigen Gewinnen und übermäßiger Kapitalbildung von Unternehmen und superreichen Familienclans einhergehen mit zunehmender Verelendung und sozialem Abstieg breiter Schichten und den daraus resultierenden gewaltigen gesellschaftlichen Konfliktpotentialen.

Diese breite Verarmung führt wiederum selbstverständlich zu etwas, was man chronische Nachfrageschwäche nennen kann, was wiederum zur Folge hat, dass die vorhandene Produktivität gesamtwirtschaftlich gar nicht ausgenutzt werden kann und die großen Vermögen der kleinen Schicht der Vermögenden gar nicht mehr stabil produktiv angelegt werden können.

Im Rahmen der einzelwirtschaftlichen Perspektive gibt es aus dieser Abwärtsspirale keinen Ausweg. Es ergibt sich die groteske wirtschaftsgeschichtliche Situation einer Kombination aus extremen Produktivitätszuwachsen und extrem hohen Geldvermögen einerseits, der Perspektive von Einkommenslosigkeit, Hungertod und Verelendung für große Teile der Menschheit andererseits.

Das heißt: Wir als Menschheit könnten mit dem weltweit vorhandenen Vermögen zur Zeit sehr viel mehr produzieren, wenn hierfür die Kapitalvermögen verwendet würden. Wegen den noch vorherrschenden, von einem privat-exklusiven Eigentumsbegriff

bestimmten Grundstrukturen im Wirtschaftsleben kann die Menschheit diesen Nutzen nicht ziehen. Stattdessen treibt die Entwicklung unserer Wirtschafts- und Eigentumsordnung den Prozess des (welt-)gesellschaftlichen Zerfalls noch weiter voran.

In letzter Konsequenz werden, wenn dieser gesellschaftliche Zerfall weiter voranschreitet, jedoch auch die Vermögen der Unternehmer und Reichen dahin schmelzen und es wird auch deren Existenz bedroht sein, wie dies für einige in der großen Depression und Weltwirtschaftskrise bereits der Fall war.

Wir stoßen im Rahmen der vorrangig einzelwirtschaftlichen Perspektive auf ein ökonomisch nicht auflösbares Dilemma: Die breite Masse der (Welt-)Bevölkerung verfügt bei der bestehenden Einkommens- und Vermögensverteilung eine zunehmend begrenzte Kaufkraft. Diese reicht nicht aus, um eine Nachfrage nach Wirtschaftsgütern zu entfalten, die so groß wäre, dass bei dem bereits erlangten hohen Produktivitätsniveau sie eine Ausweitung der Produktionskapazitäten bewirken würde, die es ihrerseits entsprechend ermöglichen würde, dauerhaft weitere Menschen einzustellen. Hierbei müsste die Entlohnung so zugeschnitten sein, dass diese Menschen ein Wirtschaftswachstum in jener Höhe aufrechterhalten könnten, welches sie in die Lage versetzt, das ständig weiter wachsende Produktionsvolumen (einschließlich systemnotwendiger künftiger Zuwächse) zu kaufen.

Ein wirtschaftlicher Aufschwung solchen Ausmaßes, dass er die Abwärtsentwicklung global aufhalten könnte, ist somit im Rahmen der derzeit vorherrschenden einzelwirtschaftlichen Perspektive ökonomisch unvorstellbar – abgesehen davon, dass kein vernünftiger Mensch ihn ökologisch wollen kann.

Man kann sich beispielhaft einmal überlegen, welche ein wirtschaftlicher Aufschwung nötig wäre, um den Millionen anstellungsloser, aber gut ausgebildeter Menschen in den rebellierenden arabischen Gesellschaften im Rahmen des herkömmlichen vorrangig betriebswirtschaftlich orientierten Wirtschaftens zu einem Arbeitseinkommen zu verhelfen. Nicht anders sieht es für die Millionen offen oder versteckt anstellungsloser oder unterbeschäftigter, prekär beschäftigter Menschen in Deutschland, in Frankreich, in Spanien usw. aus.

Wenn man die einzelwirtschaftliche Perspektive beibehält, welche durch den Neoliberalismus in den letzten Jahrzehnten noch radikalisiert wurde, gibt es aus der gegenwärtigen Wirtschafts- und Finanzkrise keinen gesamtwirtschaftlich und damit gesamtgesellschaftlich tragfähigen Ausweg. Dabei fehlen uns – gesamtwirtschaftlich gesehen – längst an allen Ecken und Enden die Ergebnisse des Arbeitens derer, die

vom „produktiven“ Arbeiten gesellschaftlich weitgehend ausgeschlossen sind.

Beispiele hierfür sind: Kindererziehung, Bildungswesen, Gesundheitswesen, Pflege, Sozialberatung – überall ist in den letzten Jahrzehnten wegen angeblichen „Geldmangels“ sinnvolles Arbeiten extrem verknappt worden, während zugleich große private Vermögen extrem anwuchsen. Überall gibt es Arbeit ohne Ende, die jetzt in großem Maße ineffektiv und flickschusterhaft, mit großen realen Folgekosten, nebenher, quasi ehrenamtlich notdürftig bewältigt werden muss.

Welche Folgen hätte ein Umsteuern von der einzelwirtschaftlichen Perspektive auf die gesamtwirtschaftliche Perspektive für das Arbeiten?

Zunächst einmal müsste bewusst akzeptiert werden, dass bei der gegenwärtigen und wahrscheinlich zu erwartenden zunehmenden weltwirtschaftlichen Verflechtung die Einzelne/der Einzelne grundsätzlich nicht mehr allein für sein wirtschaftliches Überleben verantwortlich gemacht werden kann. Es gibt ja – im Sinne der weltwirtschaftlichen Verflechtung berechtigterweise – kaum noch landwirtschaftliche Verhältnisse, in welche die Einzelnen – anstellungslos geworden – zurückkehren könnten, um sich dort nach Kräften für ihr eigenes Überleben nützlich zu machen. Ob Menschen mit bestimmten Ausbildungen gerade gebraucht werden oder nicht, ob bestimmte Branchen in bestimmten Ländern gerade expandieren oder schrumpfen: Das liegt nicht in der Verantwortung der Einzelnen. Das können die Einzelnen auch nicht überblicken. Ursächlich hierfür sind – zu einem beachtlichen Teil nicht vorhersehbar – komplexe weltwirtschaftliche und weltgesellschaftliche Prozesse.

Also sollte – in Anknüpfung an den Ablauf der eigentlichen wirtschaftlichen Vorgänge – eine Situation angestrebt werden, in welcher die Einzelnen sich in innerer Verbundenheit mit den weltgesellschaftlichen und weltwirtschaftlichen Prozessen, das heißt: mit allen anderen Menschen, mit vollem Bewusstsein, jeweils an ihrem Platz, für das Gelingen dieser Prozesse einsetzen, und sich zugleich darauf verlassen können, dass die Gemeinschaft ihnen das Einkommen zukommen lässt, das sie für ein würdiges, kreativ teilnehmendes Leben für sich und ihre Angehörigen brauchen. Auf diesem Hintergrund löst sich die Vorstellung auf vom Arbeiten als einer Pseudo-Ware, die in einem quasi-bürgerlichen Kaufvertragsverhältnis gegen Geld eingetauscht würde.

Die Verantwortung für das Auskommen aller Menschen wird grundsätzlich zu einer Angelegenheit der gesamtwirtschaftlichen, letztlich weltwirtschaftlichen, also weltgesellschaftlichen Gemeinschaft.

Arbeit und Einkommen werden also grundsätzlich entflochten. Einkommen würde – im Rahmen dieses paradigmatischen Wechsels – nicht mehr über die Entlohnung des Arbeitens vermittelt.

Wenn nicht mehr der Lohn in Form des Geldes für das Arbeiten, sondern der direkte Bezug auf den jeweiligen Inhalt des Arbeitens im konkreten, lebendigen, fluktuierenden gesamtgesellschaftlichen und gesamtwirtschaftlichen Prozess, zentrale Arbeitsmotivation werden soll, muss dieses gemeinsame Leben und Wirken für jede und jeden als wertvoll erfahren werden können, eben als Aspekt des Daseins als ganzheitlicher Mensch in einem wieder heilenden gesellschaftlichen Zusammenhang. Dann muss der reale gesamtwirtschaftliche Prozess aber auch moralisch akzeptabel sein. Er kann nur moralisch akzeptabel werden, wenn er – inzwischen weit gehend zu einem weltwirtschaftlichen Prozess geworden – die konkrete wirtschaftliche Grundversorgung der ganzen Menschheit zu seinem vorrangigen Ziel macht. Insofern wird der Einsatz des erwirtschafteten Kapitals radikal umgesteuert werden müssen. Es muss da zu vertretbaren Prioritätensetzungen kommen.

Eine weltwirtschaftlich/weltgesellschaftliche Situation, in der täglich 100.000 Menschen verhungern oder an Krankheiten sterben, die mit dem Hunger zusammenhängen, und in der eine Milliarde Menschen noch immer in absoluter Armut leben, kann niemals mehr eine prosperierende und stabile wirtschaftliche Situation sein.

Der Publizist Wolfgang Weirauch schrieb in den Flensburger Heften II / 2008 (Band 100):

„Hunger ist kein Schicksal, sondern eine durch Menschen verursachte Inhumanität. Hunger in unserer Zeit ist täglicher Völkermord. ...“²

Da die Situation zunehmend die ist, dass wir Menschen auf der Erde einem großen gemeinsamen lebendigen weltwirtschaftlichen Prozess zugehörig sind, der sich in großen Linien ständig verändert, ist es unsere Pflicht, dafür Sorge zu tragen, dass jedem Menschen als Lebensgrundlage bedingungslos ein Grundeinkommen zukommt, das ihrem/seinem Recht auf Leben eine ehrliche, reale materielle Grundlage gibt und gesellschaftliche Teilhabe ermöglicht.

² weiter liest man bei Weirauch: *„Auf der anderen Seite stehen die Zahlen der UNO und von Jean Ziegler ..., nach denen man 12 Mrd. Menschen ernähren könnte und nach denen 80 Mrd. US \$ jährlich – 10 Jahre gezahlt – ausreichen würden, um allen Menschen dieser Erde den Hunger zu nehmen, ihnen Schulbildung und sauberes Wasser und einfache medizinische Versorgung zu gewähren. 800 Mrd. US \$ insgesamt! Das ist eigentlich nicht viel angesichts dessen, was man damit bewirken kann. Fast sind es Peanuts – um diesen in Verruf gebrachten Begriff zu verwenden –, wenn man dagegen hält, wofür sonst das Geld weltweit verschwendet wird.“*

Daneben kann es vielleicht Abstufungen des Einkommens und – daraus resultierend – des individuellen Vermögens geben. Entscheidend ist, dass sich jeder Mensch darauf verlassen kann, für ihre/seine Bedürfnisse und die Bedürfnisse der Angehörigen ein anständiges und faires Einkommen zu erhalten und dass ihr/ihm diese Sicherheit die Möglichkeit gibt, in einer grundsätzlich nicht mehr exklusiv, sondern inklusiv angelegten gemeinsamen Arbeitsorganisation sich mit ihren/seinen Fähigkeiten, Neigungen, Kräften, Interessen in den gemeinsamen wirtschaftlichen Prozess einzubringen. Es kann da – auch nebeneinander – verschiedene Wege geben, dieses Prinzip zu realisieren. Das Einkommen ist nicht mehr Lohn für ein in einem Über-/Unterordnungsverhältnis abgeliefertes Arbeiten, sondern wird zu der gesamtwirtschaftlich zur Verfügung gestellten Voraussetzung, um in und für die Gemeinschaft arbeiten zu können.

Auf dieser Basis wird es dann auch möglich sein, über eine faire Verteilung der Arbeit die Errungenschaften auf allen Gebieten, insbesondere die Produktivitätsfortschritte, allen Menschen zukommen zu lassen, sodass sie wirklich ein Segen werden.

Es ist klar, dass ein solcher wirtschaftspolitischer Perspektivenwechsel es erfordern würde, die Verhältnisse in unserem Bildungswesen nachhaltig zu verbessern, um die Einzelnen angemessen darauf vorzubereiten und dabei unterstützen zu können, ihren Platz und ihren Weg im gesamtwirtschaftlichen Prozess zu finden. Solche Ausgaben wären aber in jedem Fall im Ergebnis wirtschaftlicher, als die Preisgabe von Millionen von Menschen an eine dauerhafte perspektivlose Verelendung.

Nach der Seite der finanziellen Sphäre hin würde ein Umsteuern auf die gesamtwirtschaftliche Perspektive zur Folge haben, dass wir von der Illusion Abschied nehmen, dass über eine Orientierung auf die private Vermögensbildung wirtschaftliche Sicherheit erreichbar ist. Ein wohl geordneter und durchsichtiger gesamtwirtschaftlicher, damit gesamtgesellschaftlicher Prozess ist unseres Erachtens die einzige echte wirtschaftliche Sicherheit, die es gibt.

Damit Geld überhaupt eine reale Bedeutung haben kann, muss es Waren geben, die dafür gekauft werden können! Geld ist also dazu da, im Rahmen realer wirtschaftlicher Zyklen auch ausgegeben zu werden, reale wirtschaftliche Zyklen zu begleiten.

Sonst wird es – gesamtwirtschaftlich gesehen – durch ständige, sachlich nicht gerechtfertigte Preisschwankungen von Geldanlagemitteln (Immobilien, Aktien, Währungen, Rohstoffe), weiterhin zu einem permanenten undurchsichtig/gewaltsamen Störfaktor. Da der reale wirtschaftliche Prozess ständig

der Veränderung unterliegt, ist es tatsächlich unmöglich, daraus Werte zu entnehmen und tendenziell für die Ewigkeit aufzuheben. Es ist sachlich nicht möglich, auf die finanzielle Seite des lebendigen weltwirtschaftlichen Prozesses Vermögenskönigreiche zu bauen, um persönliche Sicherheit zu erreichen. Persönlicher Reichtum kann in der modernen weltgesellschaftlichen Situation Sicherheit nicht begründen. Auch Armeen und modern ausgebaute Polizeiapparate können in der modernen weltgesellschaftlichen Situation wirtschaftliche Sicherheit weder herstellen noch garantieren, wie sich schon vielfach gezeigt hat.

Die gesamtwirtschaftliche Sorge für das Einkommen der Einzelnen macht Vermögensbildung zur persönlichen wirtschaftlichen Absicherung tendenziell überflüssig. Folglich kann die groteske und absolut gefährliche Verselbständigung der Finanzsphäre bei einem gesamtwirtschaftlichen Perspektivenwechsel zielstrebig zurückgebaut werden. Damit kann eine relativ stabile Geldordnung entwickelt werden, bei der Geld auf die Funktion zurückgeführt wird, auf realistischer Basis Mittel einer gesamtwirtschaftlichen wertmäßigen Abrechnung zu sein und so ständig neu eine faire Verteilung von Werten zu ermöglichen – auf der Grundlage eines bedingungslosen Grundeinkommens für alle.

